

Interview auf zeitgeschichte-online

Den Auftakt unserer Reihe bildet ein Gespräch mit Susanne Schattenberg, die seit dem Herbst 2008 Direktorin der Forschungsstelle Osteuropa und Professorin für Zeitgeschichte und Kultur an der Universität Bremen ist. Das Gespräch führte Annette Schuhmann.

„...im Grunde wissen wir noch viel zu wenig über den homo sovieticus...“ Ein Interview mit der Historikerin Susanne Schattenberg

Susanne Schattenberg ist seit dem Herbst 2008 Direktorin der Forschungsstelle Osteuropa und Professorin für Zeitgeschichte und Kultur an der Universität Bremen. Sie studierte Anfang der 1990er Jahre Geschichte, Slawistik und Psychologie in Hamburg, Leningrad und Konstanz und promovierte 1999 bei Karl Schlögel zum Thema „Stalins Ingenieure“. Ihre Habilitationsschrift über russische Beamte im 19. Jahrhundert erschien 2008 im Campus-Verlag.

Susanne Schattenberg ist eine der jüngsten Professorinnen der Geisteswissenschaften in Deutschland.

ZOL: Die Forschungsstelle Osteuropa wurde 1982 als ein „sicherer Hafen“ für Dokumente des osteuropäischen Samizdat gegründet. Ihr Auftrag war es, Dokumente und Selbstzeugnisse der Oppositions- und Untergrundbewegungen in der Sowjetunion und Ostmitteleuropa zu sammeln und sie im Kontext der gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen in den betreffenden Ländern wissenschaftlich zu untersuchen.

Nach dem Umbruch von 1989 hat sich die Situation grundlegend verändert: Die Oppositionsbewegungen von einst und ihre Akteure sind inzwischen Teil einer sich ausdifferenzierenden demokratischen Parteienlandschaft. In den einzelnen Ländern sind Archive und Dokumentationszentren entstanden, die die Geschichte der Opposition gegen die kommunistischen Regime bis 1989 aufarbeiten. Wie sieht Ihr „Auftrag“ heute aus? Welche Rolle kann die Forschungsstelle vor dem Hintergrund dieser Veränderungen spielen?

Schattenberg: Im Grunde genommen hat sich unser Auftrag nicht wesentlich verändert. Die Forschungsstelle Osteuropa (FSO) wurde gegründet, um inoffizielle, gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen in Osteuropa jenseits von Staat und Partei zu untersuchen. Es sollte hinter die monolithische Fassade geblickt und die immer noch bestehende Vielfalt an Ausdrucksformen und Meinungen dieser Gesellschaften analysiert werden. Es ist richtig, dass es diesen monolithischen Block nicht mehr gibt, aber dafür ist die Vielfalt an gesellschaftlichen, kulturellen, aber auch politischen und ökonomischen Entwicklungen im ehemaligen Ostblock heute viel größer als früher. Meiner Meinung nach besteht immer noch ein großer Wissens- und Informationsbedarf, gerade weil die Entwicklungen nach dem Zusammenbruch des Staatssozialismus heute so unterschiedlich verlaufen: von den neuen EU-Mitgliedern Tschechien, Slowakei und Polen, über die zwischen West und Ost zerrissenen Länder wie die Ukraine und die „gelenkte Demokratie“ Rußland hin bis zu klar autoritären Staaten in Zentralasien. Soviel zum Forschungsgegenstand. Was die Sammlung von Materialien angeht, ist es richtig, dass die betroffenen Länder inzwischen längst nachgezogen und ihre eigenen Einrichtungen geschaffen haben. Allerdings gibt es in keinem Land eine solche Vielfalt von Archivalien wie bei uns (wir haben über 100.000 Dokumente aus der ehemaligen SU, Tschechien, Slowakei, Polen, Ungarn und DDR, sowie 500 persönliche Nachlässe aus der SU), weil die meisten dann doch nur Material ihres eigenen

Landes, aber nicht darüber hinaus sammeln. In Russland gibt es zwar den Fond russkogo zarubezhja – die Stiftung russisches Ausland, die mit viel Geld versucht, die Emigration heim zu holen, aber Memorial mit seinen Tausenden von Nachlässen von Stalinopfern wird bis heute vom Staat nicht gefördert. Auch in Tschechien findet sich die größte Samizdat-Sammlung Libri Prohibiti noch immer in privater Hand unter sehr prekären finanziellen Verhältnissen; in Polen gibt es noch nicht unbedingt das Bewußtsein, daß die Nach- und Vorlässe dieser Zeit systematisch gesammelt werden müssen. Von daher sind wir immer noch eine wichtige Anlaufstelle und erfüllen eine wichtige Funktion im Netzwerk der Samizdat-Archive. Leider muss man auch sagen, dass sich wieder vermehrt Russinnen und Russen an uns wenden, die den staatlichen Archiven nicht trauen und ihre Papiere gern in Sicherheit im Ausland wüsten...

ZOL: Wie beurteilen Sie zwanzig Jahre nach dem Zusammenbruch staatssozialistischer Systeme die Forschungslandschaft auf dem Gebiet der Geschichte Osteuropas in Deutschland?

Schattenberg: Insgesamt als stabil. Die große Befürchtung, es werde nun eine Osteuropa-Professur nach der anderen dem Rotstift anheimfallen, hat sich zum Glück nicht bewahrheitet. Allerdings hat es einige schmerzliche Streichungen wie etwa an den Universitäten Kassel und Frankfurt / Main aber eben auch an der FU am Osteuropa-Institut gegeben. Verheerend ist, dass vielerorts die Slawistik beschnitten wurde, was dazu führt, dass immer weniger Studierende die Sprache beherrschen. Die verkürzten Bachelor-Studiengänge machen es zudem noch schwieriger, in so kurzer Zeit eine so komplexe Sprache wie Russisch zu lernen. Ohne Sprache aber gibt es kein Quellenstudium und keinen wissenschaftlichen Nachwuchs. Das merke ich besonders an der Universität Bremen, wo der alte Magisterstudiengang Kulturgeschichte Osteuropas ersatzlos gestrichen wurde und wir von Null beginnen müssen, um die Studierenden an die Sprache heranzuführen. Grundsätzlich glaube ich aber, daß das Interesse für Osteuropa nach wie vor groß ist und die Studierenden sich gern auf etwas anderes als die immer gleiche deutsche Geschichte einlassen.

ZOL: Welchen neuen Akzente sollten Ihrer Meinung nach auf dem Gebiet der zeithistorischen Forschung zu Russland und Ostmitteleuropa gesetzt werden? Wo existieren Ihrer Meinung nach weiße Flecken?

Schattenberg: Nachdem infolge der Öffnung der russischen Archive in den 1990er Jahren v.a die Erforschung des Stalinismus boomte, wenden sich jetzt immer mehr Forscher/innen der Zeit nach 1953 zu, wo es wirklich noch sehr viel zu tun gibt. Wir wissen eigentlich kaum etwas über die Breschnjew-Zeit. Es gibt nicht mal eine Biographie über ihn, der immerhin 18 Jahre lang Staats- und Parteichef war. Lange Zeit war die Rede vom Double-Speak: die Menschen hätten nach Stalin den Glauben an das Sowjetsystem verloren und das eine gesagt, aber das andere gedacht. Aleksej Yurchak hat jetzt die These aufgestellt, daß das pure Mitmachen von Ritualen keineswegs das Regime unterminierte, sondern es im Gegenteil stabilisierte: die Rituale seien wichtiger als die Glaubensinhalte gewesen. Aber im Grunde wissen wir noch viel zu wenig über den *homo sovieticus* und das Zusammenspiel von Dissens und Konsens. Eine Gorbatschow-Biographie wird erst jetzt von William Taubman geschrieben, und die Untersuchung des Zusammenbruchs der Sowjetunion ist über Handbuchartikel und Überblicksdarstellungen noch kaum hinausgekommen. Ich selbst erwäge, eine Breschnjew-Biographie zu schreiben, um v.a. die politische Kultur in dieser Zeit zu begreifen.

ZOL: Müsste die Geschichte der Sowjetunion und Ostmitteleuropas nicht viel stärker in die Fachbereiche und Forschungsinstitute der Zeitgeschichte integriert werden?

Schattenberg: Ich denke, so isoliert, wie es in der Debatte Ende der 1990er Jahre beschrieben wurde, ist die Osteuropageschichte längst nicht mehr. An den meisten Universitäten ist sie Bestandteil des Instituts für Geschichtswissenschaft und stellt nur (noch) selten ein eigenes Institut dar. Ich denke aber v.a., dass die langsame Abkehr von der deutschen Nationalgeschichte und der Trend zur Europäisierung oder auch Globalisierung der Geschichte und transnationale Forschungsansätze viel dazu beitragen, dass Osteuropa nicht mehr als separater Sonderfall, sondern mehr und mehr als ein europäisches Beispiel unter vielen betrachtet wird.

ZOL: Sieht man sich die von der Forschungsstelle erarbeiteten Länderanalysen an, aber auch Ihren aktuellen Colloquiumsplan, so liegt der thematische Schwerpunkt Ihrer Arbeit eindeutig im Russland des 19. Jahrhunderts, der Sowjetunion und der Transformationsphase nach 1989 in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion. Sie selbst sind spezialisiert auf die Geschichte Russlands und der Sowjetunion in der Neuzeit. Werden Sie diese Schwerpunktsetzung beibehalten oder planen Sie vielleicht eine „geografische Ausweitung“ Ihres Forschungsraumes?

Schattenberg: Früher galt, dass ein Osteuropaprofessor ganz Osteuropa von der Oder bis an den Ob, vom Baltikum bis zum Balkan abdecken können musste. Das ist ein Gelehrtenverständnis, das meiner Meinung nach heute nicht mehr einzulösen ist – niemand erwartet von einem Deutschlandhistoriker, dass er oder sie gleichermaßen auch die, sagen wir, niederländische, belgische und englische Geschichte abdecken kann. Ich persönlich werde daher bei der russisch-sowjetischen Geschichte bleiben. Die FSO zeichnet sich dadurch aus, dass sie einerseits unter den zeitgeschichtlich profilierten Instituten in Deutschland das einzige mit ausgeprägter Russland-Kompetenz ist. Andererseits legen wir großen Wert darauf, genauso auch Polen und Tschechien zu erfassen und zu erforschen. Wir geben daher nicht nur die Russland-, sondern auch die Polen-Analysen heraus. Das große, von der VW-Stiftung finanzierte Verbundprojekt „Das andere Osteuropa“ untersucht Zensur und dissidentische Kultur vergleichend für die SU, Tschechien und Polen.

ZOL: Ihre Länderanalysen stellen wertvolles und dichtes Material nicht nur für Zeithistoriker, sondern auch für Journalisten, Lehrer und andere sogenannte Multiplikatoren bereit. Damit geraten Sie jedoch gleichzeitig in ein politisches Feld. Diese Form der Politikberatung gilt als umstritten unter Historiker/innen. Wie gehen Sie damit um?

Schattenberg: Ich sehe das als unproblematisch, im Gegenteil: es wird ja immer wieder gefordert, die Wissenschaft solle raus aus ihrem Elfenbeinturm kommen und die Gesellschaft an ihren Ergebnissen teil haben lassen. Genau das ist das Konzept der Länderanalysen, das von Heiko Pleines und Hans-Henning Schröder entwickelt wurde: Fachwissenschaftler/innen schreiben für ein interessiertes Publikum, das von diesem Wissen profitiert. SPIEGEL-Reporter benutzen unsere Hintergrundinformationen genauso wie die Mitglieder des Auswärtigen Ausschusses im Bundestag. Dass seit diesem Jahr die Finanzierung der Russland- und Ukraineanalysen für drei Jahre vom Ostausschuss der Deutschen Wirtschaft übernommen wird, der auch die Zentralasien-Analysen sponsert, hat nichts damit zu tun, dass die Unternehmen gefällige Berichte haben wollen, sondern im Gegenteil brauchen sie eine kritische Analyse der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Länder, in denen sie investieren wollen. Genau solche „aufklärerischen“ Tätigkeiten gehören zum Aufgabenspektrum der Forschungsstelle, die eben nicht nur ein Forschungsinstitut ist, sondern dezidiert den Auftrag hat, auch ein nichtwissenschaftliches Publikum zu erreichen.

ZOL: Wie wird sich die Archivarbeit der Forschungsstelle in der Zukunft gestalten. Haben Sie vor, die vorhandenen Quellen zu digitalisieren und damit leichter zugänglich zu machen? Welchen Stellenwert hat die Dokumentation innerhalb der Arbeit der Forschungsstelle heute?

Schattenberg: Das Archiv ist das Herzstück der FSO und soll in Zukunft noch viel stärker als solches herausgestellt werden. Dabei ist der erste, dringende Schritt, überhaupt erst mal alle Archivalien im Online-Katalog zu verzeichnen. Seit Mai 2009 ist die Datenbank online und für alle Wissenschaftler/innen von außen zu recherchieren. Das war ein wichtiger Schritt, um überhaupt auf uns als Archiv aufmerksam zu machen und Forscher/innen anzulocken. Außerdem gibt es einen gedruckten Archivführer, in dem erstmals all unsere Bestände überblicksartig aufgeführt sind. Der nächste Schritt ist nun die Erstellung von Findmitteln, also die detaillierte Beschreibung der Bestände im Internet. Wir bereiten zur Zeit einen bzw. mehrere Drittmittelanträge vor, um Mittel dafür einzuwerben, denn unsere Archivarin, Dr. Galina Potapova, hat ausgerechnet, dass sie allein bei ca. 3.000 Archivkisten, die wir haben, 63 Jahre damit beschäftigt wäre, alles zu beschreiben... Die Frage der Digitalisierung stellt sich eigentlich erst danach. Grundsätzlich befürworte ich eine totale Zugänglichkeit des Materials, andererseits sind unsere Archivalien zum Teil so sensible Dokumente, dass man sie nicht einfach ins Internet stellen kann, ganz zu schweigen von den Sperrfristen und Persönlichkeitsrechten der Autoren. Über eine Digitalisierung der Druckschriften wird also nachzudenken sein; die persönlichen Nachlässe werden diesen Weg sicher nicht gehen.

ZOL: Sie sind gleichzeitig Inhaberin eines Lehrstuhls und Leiterin einer Forschungsstelle. Dies fördert den Austausch zwischen Lehre und Forschung. Gleichzeitig bedeutet es jedoch eine Doppelbelastung für Sie persönlich dar und führt vielleicht zu einer Konkurrenz bei der Ressourcenverteilung. Wie gehen Sie damit um?

Schattenberg: Die doppelte Aufgabe ist eindeutig eine Bereicherung – wer hat schon sein eigenes Archiv im Haus?! – und gleichzeitig auch eine ungewohnte Belastung. Meine Bilanz für das erste Jahr sah so aus: 90% Verwaltungsarbeit als Direktorin, 10% Lehre als Professorin, 0% Forschung... Mein Ziel wäre eine 40-30-30 Variante, die aber sicher noch in weiter Ferne liegt. Wegen der Doppelfunktion habe ich eine Lehrdeputatsreduktion, die ich einerseits dringend brauche, andererseits würde ich gern mehr lehren, weil mir das viel Spaß macht und die Studierenden eigentlich dringend mehr Angebot bräuchten. Ungewohnt ist auch, dass durch die Institutsleitung die vorlesungsfreie Zeit kaum mehr die Entlastung bringt, die früher möglich war, wenn man sich zumindest für 1-2 Monate ganz auf die eigene Forschung konzentrieren und aus dem Hamsterrad Universität zurückziehen konnte. Einerseits macht es Spaß, für ein Archiv, eine Bibliothek, zwei Wissenschaftsabteilungen und rund 30 Mitarbeiter/innen zuständig und verantwortlich zu sein, andererseits hätte ich mir nie träumen lassen, dass ich mich mal derart tief in Datenbanksysteme und Bibliotheksangelegenheiten würde einarbeiten müssen. Mein Ziel ist es, die Dinge so einzurichten, dass sie meiner Einmischung nicht mehr bedürfen und ich wieder auch zu meiner Forschung komme, für die ich immerhin auch berufen wurde!

ZOL: Sie leiten die Forschungsstelle Osteuropa jetzt seit gut einem Jahr, wobei Sie zu den jüngsten weiblichen deutschen Professorinnen im Bereich der Geisteswissenschaften gehören. Wie bewerten Sie aus dieser Erfahrung die Debatten um die Gleichstellung der Geschlechter innerhalb der Fachdisziplin? Was würden Sie jungen Wissenschaftlerinnen mit auf den für Frauen immer noch recht steinigen Weg durch die deutsche Wissenschaftslandschaft geben?

Schattenberg: Ich glaube, dass die Geschlechterfrage bei Berufungen noch immer eine sehr große Rolle spielt, gerade weil das Thema nicht offen verhandelt wird und sehr subtil auf die Verfahren einwirkt. Im Zweifelsfall hat die Kandidatin „nicht einschlägig“ publiziert, was beim Kandidaten als „innovativ“ gewürdigt wird, die Frau hat „viele, aber nichts grundlegend“ erforscht, der Mann hat ein „großes Spektrum“ an Themen vorzuweisen, etc. pp. Ich halte es für eine Illusion, dass ohne Quotenregelung und entsprechenden Nachdruck von DFG, Wissenschaftsrat und Universitätsleitungen „von alleine“ mehr Frauen berufen werden. Meiner Meinung nach sollte der ehemalige DFG-Präsident Ernst-Ludwig Winnacker

das Bundesverdienstkreuz für seine Forderung aus dem Jahr 2006 verliehen werden, dass künftig nur noch die Universitäten bei der Drittmittelvergabe berücksichtigt werden sollten, die die Frauenförderung ernst nehmen. Ich denke, dass erst da bei vielen Universitätsleitungen der Groschen gefallen ist, dass sie Frauenförderung nicht mit einem Lippenbekenntnis abtun können. Und es ist immer so: erst beim Geld wird es ernst. Jungen Wissenschaftlerinnen kann ich eigentlich nur sagen: Nicht bange machen lassen, von den Oldboys-Networks, und noch schlimmer: von den Youngboys-Networks nicht abschrecken lassen, sondern sich selbst gut vernetzen und sich immer sagen: jetzt erst recht! Wenn ich gefragt worden bin, ob ich jemanden kenne, der einen Vortrag zu einem Thema halten oder ein Projekt bearbeiten oder eine Ausstellung machen kann, habe ich immer Frauen vorgeschlagen. Nur so kommt frau weiter.

Interview: Annette Schuhmann

Zitierhinweis:

Annette Schuhmann, „...im Grunde wissen wir noch viel zu wenig über den homo sovieticus...“
Ein Interview mit der Historikerin Susanne Schattenberg, zeitgeschichte-online, Dezember 2009,
URL: http://zeitgeschichte-online.de/portals/_rainbow/documents/pdf/Interview_Schattenberg.pdf